

Suchtverhalten in der Wohlstandsgesellschaft : Bericht über eine Tagung am Gottlieb- Duttweiler-Institut

Autor(en): **D.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **58 (1987)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-810555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Suchtverhalten in der Wohlstandsgesellschaft

Bericht über eine Tagung am Gottlieb-Duttweiler-Institut

Am 13. November 1986 führte das *Gottlieb-Duttweiler-Institut* in Rüschlikon zusammen mit der *Schweizerischen Gesellschaft für Gesundheitspolitik (SGGP)* eine Tagung durch zum Thema «Suchtverhalten in der Wohlstandsgesellschaft». Allgemeinpraktiker, Internisten, Psychiater, Psychologen, Mitarbeiter sozialer Dienste, Fürsorge- und Gemeindeschwestern, Politiker, Behörden und Betroffene selber trafen sich zum angeregten Gedankenaustausch über ihre Erfahrungen mit dem Problem des «Süchtig-Seins» heute, das sich längst nicht mehr nur auf einige gefährdete Gruppen bezieht, sondern immer mehr die ganze Gesellschaft betrifft. Ja, man kann fast von einer süchtigen Gesellschaft sprechen, süchtig mit und ohne Suchtmittel. Die Palette reicht von Drogen- und Alkoholabhängigkeit über Ess- und Magersucht bis zur Arbeitssucht, Helfersucht und Konsumsucht.

Das Wort süchtig kommt von «siech», krank, voll krankhafter Begierden. Ist es denn zulässig, unsere ganze Gesellschaft als krank zu bezeichnen? Dass Süchtig-Sein zu unserem heutigen Lebensstil gehört, wird niemand bestreiten. Aber gab es denn nicht seit Menschengedenken Süchte? Griffen die Menschen nicht immer schon in Notsituationen zu Mitteln, die vorerst nur das Elend vergessen lassen und das angepasste Weiterleben wenigstens vorläufig ermöglichen sollten, die aber allzubald zu einem krankmachenden Suchtmittel entarteten? Was ist es denn, was das heutige Süchtig-Sein von früheren Süchten unterscheidet? Ist es, so Tagungsleiterin *Dr. med. Dagmar Zimmer-Höfler* vom Sozialpsychiatrischen Dienst Zürich, gerade unsere vielgerühmte Unabhängigkeit von Sippe, Clan, Familie, Standesordnung und Religion, weil sie in uns das Bedürfnis nach etwas, das uns einbezieht, wachsen lässt, das Bedürfnis also nach Halt und Verbundenheit, das Bedürfnis nach einer Weltsicht, von der wir «abhängen» können? Oder ist es die Missachtung der grundlegenden Bedingungen der Evolution durch unsere rasante technologische Entwicklung, welche laut dem am Max-Planck-Institut in Garching (BRD) tätigen Astrophysiker *Peter Kafka* «Vielfalt» und «Gemächlichkeit» genannt werden müssten? Oder hat sich gar schon verwirklicht, was Aldous Huxley in seiner Zukunftsvision «Schöne neue Welt» als Machtmittel nach dem Grundsatz «divide et impera» geschildert hat, dass nämlich die staatlichen Machthaber die Drogen nach einem genau berechneten Suchtverteilungssystem der gesamten Bevölkerung zuteilen, um dadurch jegliche Auflehnung zu verhindern? Oder ist es die durch unsere Vereinzelung und Spezialisierung verunmöglichte Befriedigung unseres Bedürfnisses nach Ganzheit, oder gerade die Unerfüllbarkeit unseres Wunsches nach Abgrenzung, wie dies *Dr. med. Ursula Davatz* von der Psychiatrischen Klinik Königsfelden darlegte?

Ziel der Tagung war es natürlich nicht, auf solche Fragen abschliessende Antworten zu geben, sondern sie wollte den in den verschiedensten Bereichen der Drogenarbeit Tätigen die Möglichkeit bieten, durch gemeinsames Fragen nach den Entstehungsbedingungen von Sucht, nach dem Umgang mit Süchtigen und nach der Prävention bestehende

Netzwerke für Süchtige wahrzunehmen, sie zu nutzen und neue aufzubauen.

Vorbemerkungen eines Denksüchtigen

Das Einführungsreferat des Astrophysikers *Peter Kafka*, der nach eigener Aussage denksüchtig ist, war so brillant, dass es in einer der nächsten Fachblattausgaben im Wortlaut abgedruckt werden soll. Um klären zu können, was denn süchtiges von normalem Verhalten unterscheidet, griff er auf die Grundbedingungen der Evolution des Lebens zu immer Komplexerem zurück. *Evolution* folgt dem Prinzip von Versuch und Irrtum: Das Wahrscheinliche trifft wahrscheinlich ein. Den Anstoss zur Entwicklung gibt die Unzufriedenheit mit dem Festen, dem Gewohnten. Dieses wird dann mutiert, also anders wahrgenommen und anders formuliert. Dadurch entsteht Unsicherheit. Diese wird normalerweise überwunden, indem der Mensch ein ungeheuer komplexes Zusammenspiel entwickelt zwischen *Zuflucht* zum Gewohnten und *Flucht* zu ungewissem Neuem. Gerade dieses Gleichgewicht aber ist beim Süchtigen gestört. In schwierigen Situationen lehnt er diese Freiheit ab und sucht nur Zuflucht rückwärts, zu instinkthaftem Verhalten. Im Grunde genommen dasselbe, nur mit umgekehrten Vorzeichen, spielt sich in einer innovations-süchtigen Gesellschaft wie der unsrigen ab, die alles am wachsenden Bruttosozialprodukt misst und dadurch eine Entwicklung vorantreibt, die schneller neue Probleme schafft, als für die alten Lösungen gefunden werden können. Dadurch entsteht eine ständige Flucht vorwärts nach neuen technologischen Möglichkeiten, die das Gewohnte über den Haufen wirft. Insofern also kann unsere Gesellschaft auch als süchtig bezeichnet werden, *denn sie lehnt die Freiheit der Wahl zwischen Zuflucht und Flucht ab.*

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich als Grundbedingungen für den richtigen Gebrauch dieser Freiheit, die Evolution bedeutet, dass der Entwicklungsprozess in einer Umgebung stattfinden muss, die vielfältige Möglichkeiten anbietet, und dass zur Bewertung dieser Möglichkeiten genügend Zeit zur Verfügung steht. *Vielfalt* und *Gemächlichkeit* als Bedingungen der Evolution werden aber nach *Kafka* nicht durch Umbau der Welt wieder hergestellt, sondern in kleineren Gemeinschaften, die durch Betätigung der eigenen Fähigkeiten wieder zurückfinden zu den wesentlichen menschlichen Bedingungen und dadurch dem grossen Strom entgegenwirken.

Biochemische Aspekte des Alkoholismus

Nach diesen gesellschaftlichen Bedingungen für das Entstehen von Sucht wurden von *Prof. Dr. med. Jean-Pierre von Wartburg*, Institut für Biochemie und Molekularbiologie der Universität Bern, die biochemischen Faktoren erörtert, die am Entstehen von Sucht, insbesondere von Alkoholismus mitbeteiligt sind. 48 Prozent des gesamten Alkoholkonsums der Schweizer pro Jahr (2,3 Milliarden Liter) fallen auf 10 Prozent der trinkenden Bevölkerung. Es

drängt sich die Frage auf, wieso für so wenig Menschen der Alkohol so attraktiv ist; wo der Grund liegt für die unterschiedliche Ansprechbarkeit der Menschen durch Alkohol.

Von Wartburg ging es in seinem Referat darum, zu zeigen, dass der biochemische Stoffwechsel des Menschen sein Trinkverhalten weitgehend bestimmt. Die Art und Weise und die Geschwindigkeit, in der Alkohol im menschlichen Körper verbrannt und abgebaut wird, wird bestimmt durch die genetisch bedingte *Enzymstruktur*, die bei jedem Menschen unterschiedlich ist. Je nachdem wirkt Alkohol dämpfend, also sedierend (langsamer Alkoholabbau, lange Wirkung des Alkohols) oder stimulierend (rasche Umwandlung des Alkohols in Acetaldehyd, lange Wirkung dieses Abbauprodukts). Das Acetaldehyd ist ausserordentlich giftig und schädigt vor allem die Leber. Beim Alkoholiker nun konnte man nach der gleichen Menge Alkohol bedeutend höhere Acetaldehydwerte feststellen als bei Gelegenheitskonsumenten. Diese erhöhten Werte sind das Resultat des hohen Alkoholkonsums, denn Acetaldehyd verändert die Enzymstruktur der für den Abbau von Alkohol verantwortlichen Enzyme. Aufgrund dieser Veränderung stellt sich der Stoffwechsel des Alkoholikers auf eine erhöhte Zufuhr von Acetaldehyd ein, so dass sich der Alkoholsüchtige nur noch wohl fühlen kann, wenn er «genügend» trinkt.

Der Biochemiker stellt sich nun die Frage, ob diese erhöhten Acetaldehydwerte beim Alkoholiker auf eine genetisch bedingte Abnormität der alkoholabbauenden Enzymstruktur zurückgeführt werden müssten und diese Abnormität dann als die Ursache für die hohe Ansprechbarkeit durch Alkohol aufgefasst werden müsste. Die Erforschung solcher persönlicher Enzymmuster durch die Biochemie ist für von Wartburg ein höchst sinnvoller Beitrag zur *Prävention* von Alkoholismus, denn solche Resultate würden es möglich machen, Dispositionen, die einen Menschen besonders gefährden, frühzeitig zu erkennen und ihm eine entsprechende Alkoholdiät nahezu legen. Auch in der *Therapie* von Alkoholikern wären solche Erkenntnisse hilfreich, könnte man doch dem Süchtigen, ohne zu moralisieren, die Entwicklung aufzeigen, die sein Trinkverhalten auslöst, wobei natürlich nicht auf die entsprechenden psychosozialen und sozialpädagogischen Massnahmen verzichtet würde.

Genuss ohne Sucht

Dr. med. Ursula Davatz, leitende Ärztin des Sozialpsychiatrischen Dienstes in der Psychiatrischen Klinik Königsfelden, stellte die Frage nach der Prävention von Sucht ins Zentrum ihres Referates. Prävention bedeute nicht, gegen den Teufel anzukämpfen, sondern heisse *zum Leben motivieren*, bestehe in der Unterstützung und Bejahung aller vorhandenen lebendigen Prozesse, betonte die Ärztin. Um präventiv arbeiten zu können, muss zuerst die Funktion der Suchtmittel geklärt werden: Zigarettenreklamen («Camel») bieten das Suchtmittel als *Belohnung* für überstandenen Stress und als Mittel zur Erhöhung *positiver Gefühle* an. Innerhalb von vis-à-vis-Situationen werden Zigaretten, übermässige Arbeit, Arzneimittel u.ä. vorwiegend als Mittel eingesetzt, um sich *Distanz* zu verschaffen, um sich der Nähe zum andern zu entziehen. Auch in kritischen Situationen hat das Anzünden einer Zigarette einen Distanzierungseffekt: Das damit verbundene Ritualverhalten gibt einem eine gewisse Sicherheit und lässt einen Zeit gewinnen.

Wenn man diese Beobachtungen vergleicht mit den sozialen und den daraus abgeleiteten emotionalen Grundbedürfnissen des Menschen, so stellt man fest, dass die Suchtmittel die natürlichen Möglichkeiten für positive Gefühle einschränken. Der Mensch ist nämlich darauf angewiesen, sich in Beziehungen aufgehoben zu wissen und sich aber zugleich darin als eigenes Individuum abgrenzen zu können. Daraus entstehen ihm euphorische Glücksgefühle der Aufhebung des Individuums einerseits und andererseits das Gefühl des In-sich-Ruhens. Das Suchtmittel nun verschafft ihm diese beiden Gefühle direkt, ohne den «Umweg» über soziale Beziehungen. Der Süchtige distanziert sich deshalb immer mehr von Beziehungen, bis ihm im Höhepunkt der Sucht das Suchtmittel noch als einzige Möglichkeit für positive Gefühle verbleibt.

Prävention von Suchtverhalten setzt also in den persönlichen Beziehungen von Mutter und Kind, Lehrer und Schüler, Arzt und Patient, Ehepartnern untereinander an, aber auch bei der Lebenseinstellung jedes einzelnen Bürgers. Gefordert wird mehr Lob, weniger Kritik; mehr Toleranz gegenüber der individuellen Vielfalt; mehr Möglichkeiten für abenteuerliche Erlebnisse; bessere Mischung von Arbeit und Vergnügen; gelassenerer Umgang mit der Zeit; mehr Mut, sich selber abzugrenzen; mehr Mut, auch positive Gefühle zu äussern; mehr Vertrauen in den Menschen als in die Technik.

Wo bleiben die Netzwerke?

Im Schlussvortrag der Tagung beleuchtete *Dr. med. Roberto Lobos*, Leiter des Arxhof und Oberarzt des externen psychiatrischen Dienstes Liestal, die Funktion des Allgemeinpraktikers innerhalb der Drogenproblematik. Dass nur rund 5 Prozent der Heroinsüchtigen durch die eigens dafür eingerichteten Institutionen erreicht werden und alle andern den Allgemeinpraktiker als Anlaufstelle benutzen, der ja meist nicht speziell für eine derartige Klientel ausgebildet ist, bedeutet eine übermässige Belastung für die Allgemeinpraxis. Es wirkt zusätzlich erschwerend, dass die Süchtigen, die den Arzt aufsuchen, meist gar nicht Heilung, sondern nur Linderung ihrer Beschwerden suchen und sich allen ernsthaften Heilungsbemühungen durch psychologische Spiele entwinden. Häufig sind es auch Süchtige, die schon einen misslungenen Heilungsversuch hinter sich haben. Diese Situation mache deutlich, wie schlecht die Netzwerke der Drogenarbeit bei uns funktionieren, sei es, weil man sich gegenseitig nicht in die Karten blicken lassen wolle, da die Unsicherheit in dieser Arbeit sehr gross ist, sei es wegen der Unfähigkeit im sozialen Bereich, voneinander zu lernen, oder sei es, dass Machtfragen eine Rolle spielten, analysierte Lobos. Effektive Drogenprävention und -therapie sei aber auf die Dauer nur möglich in enger Kooperation aller Institutionen, einschliesslich des Allgemeinpraktikers.

Bleibt zu hoffen, dass der gegenseitige Gedankenaustausch an dieser Tagung im Gottlieb-Duttweiler-Institut, der auf hohem Niveau geführt wurde, einen Schritt in Richtung kooperativer Bemühungen ausgelöst hat.

D. R.

Weiterführende Literatur:

Sucht und Drogen. Ursachen, Vorbeugung, Therapie. Pro Juventute, Zeitschrift für Jugend, Familie und Gesellschaft, Nr. 3/86.

Lothar Knaak: Sucht. Buchklub Ex Libris, 1984.